

02

Yasemin Güler Aachen

Würden Sie sich bitte kurz vorstellen und uns sagen, wo Ihre Wurzeln in der Türkei liegen?

Ich heiße Yasemin Güler, bin 1946 geboren und 67 Jahre alt. Geboren und aufgewachsen bin ich in Giresun, einer kleinen Stadt am Schwarzen Meer im Nordosten der Türkei. Die Stadt ist um eine kleine hügelige Halbinsel erbaut, die Ausläufer des Kaçkar-Gebirges reichen dort bis zur Küste, so gibt es viele enge und steile Straßen.

Die Provinz Giresun ist in der Türkei besonders für ihre Haselnüsse und Walnüsse bekannt. Als Kinder durften wir immer mit zur Haselnuss-Ernte, das war Mitte August in den Sommerferien. Vor allem wegen des Anbaus um Giresun herum ist die Türkei Weltmarktführer bei Haselnüssen. Mein Vater arbeitete bei Fiskobirlik, einer Haselnuss-Kooperative, die bereits 1936 gegründet worden ist. Fiskobirlik ist heute eine der größten Haselnussfabriken der Türkei. Sie verkauft neben frischen Haselnüssen auch Nuss-Nougat-Cremes, Haselnussöle und Fındık ezmesi, das ist Haselnussmus. Später, bei meinen Besuchen in der Türkei, habe ich das immer kofferweise eingepackt und mit nach Deutschland geschleppt.

Meine Mutter war Hausfrau und kümmerte sich um die Kinder.

Die Eltern lebten mit uns, vier Töchtern, in einem kleinen Haus am Meer. Mein Vater hatte ein Ruderboot, mit dem er regelmäßig zum Fischen ruderte. Dann gab es bei uns immer frischen Fisch zum Abendessen.

Er hat uns alle vier zur Schule geschickt, da er wollte, dass aus uns was wird. Er hätte gerne auch einen Sohn gehabt, aber das Schicksal hat es nicht gewollt. Ich war die älteste. Da mir der Unterrichtsstoff nicht schwer fiel, durfte ich auch die Mittelschule besuchen. Ich wollte damals gerne das Gymnasium in Giresun besuchen und anschließend Architektur studieren. Aber meine Eltern meinten, dass das wohl nicht gehen würde, das sei zu viel für sie, sie könnten sich das finanziell nicht leisten. Mein Vater war damals schon schwer krank und meine Eltern mussten das letzte Geld für seine Behandlung ausgeben. Man musste alles selbst bezahlen, es gab ja damals noch kein öffentliches Gesundheitssystem in der Türkei.

Der Direktor der Mittelschule hat mich dann davon überzeugt, Lehrerin zu werden und mir geholfen auf einer staatlichen Lehrerschule unterzukommen. Ich wohnte im Internat, dort war alles kostenlos. Die Lehrerschule war eine Mischung aus Gymnasium und Universität, die Ausbildung dauerte drei Jahre, es war sehr anspruchsvoll und intensiv. Meine erste Stelle hatte ich dann in der Kreisstadt Şarkışla in der Provinz Sivas im östlichen Zentralanatolien. Das Unterrichten machte mir großen Spaß, mittlerweile mochte ich den Beruf, zu dem ich erst überredet werden musste, sehr.

Aber während meiner ersten Sommerferien starb dann mein Vater. Eigentlich war der Tod für ihn eine Erlösung, denn er litt große Schmerzen. Wir haben sehr um ihn getrauert und dieses Ereignis sollte meinen weiteren Lebensweg sehr verändern.

Hängt damit Ihr Entschluss, nach Deutschland zu gehen, zusammen?

Ja, wir hatten damals große Sorgen mit unseren finanziellen Mitteln nicht auf Dauer unseren Lebensunterhalt bestreiten zu können. Ich verdiente nicht viel als Lehrerin. Eine meiner Schwestern lernte Schneiderin, sie verdiente nur ein Taschengeld, und die beiden jüngsten Schwestern besuchten noch die Mittelschule. Natürlich boten die Verwandten ihre Unterstützung an, aber weder für meine Mutter noch für mich kam das als

Lösung in Frage. So habe ich mich schweren Herzens entschlossen, mich als Arbeiterin für Deutschland registrieren zu lassen.

Darüber wurde in vielen türkischen Familien in den 60er Jahren gesprochen, aus unserer Nachbarschaft in Giresun war auch schon jemand nach Deutschland gegangen. Allerdings waren es meist Männer, die diesen Weg gingen. Meine Mutter war zunächst auch strikt dagegen, dass ich als alleinstehende Frau, ohne Deutschkenntnisse und ohne Geld diesen Schritt in eine fremde Welt tun sollte. Sie wollte mit Näharbeiten und Stickereien die Haushaltskasse aufbessern. Aber ob das zum Leben reichen würde? Schließlich – nach vielen Gesprächen und Diskussionen - lenkte sie ein, sie wusste auch keine bessere Lösung. Wir hatten ja alle die Vorstellung, dass man dort in kurzer Zeit viel Geld verdienen könnte. Und der Plan war, zwei Jahre dort zu bleiben, bis dahin würden meine beiden jüngsten Schwestern die Schule beendet haben und zum Lebensunterhalt beitragen können.

Nachdem ich mich einmal zu diesem Schritt entschlossen hatte, merkte ich, wie in mir auch Lust auf das Neue und Unbekannte aufkam, und ich begann das Ganze als Gelegenheit zu betrachten, ohne großen finanziellen Aufwand einmal ins Ausland zu kommen, etwas zu erleben und etwas zu sehen von der Welt.

Wie verliefen das Anwerbeverfahren und die Reise nach Deutschland?

Ich musste - wie gesagt - zunächst beim türkischen Arbeitsamt die Registrierung für Deutschland beantragen und viele Dokumente zusammenstellen. Dort wurde schon eine Vorauswahl getroffen.

Dann wurde ich aufgefordert, zu einem bestimmten Termin in der Deutschen Verbindungsstelle in Istanbul zu erscheinen. Man testete die Lese- und Schreibfähigkeit sowie die beruflichen Qualitäten, vor allem aber wurde dort die Gesundheit der Bewerber untersucht. Sie haben uns geröntgt, schauten sich die Zähne an, untersuchten Blut und Urin, testeten, ob wir schwanger waren, und suchten nach Operationsnarben. Man wurde in Gruppen und leicht bekleidet in das Untersuchungszimmer gerufen, die

Deutschen nahmen wenig Rücksicht auf unsere türkischen Moralvorstellungen und kulturellen Normen, sonst hätten sie uns diese demütigende Prozedur nicht zugemutet, es war unpersönlich und entwürdigend. Später habe ich von Bestechungspraktiken gehört, und dass vor der Verbindungsstelle ein reger Handel mit falschen, aber ‚garantiert gesunden‘ Blut- und Urinproben getrieben wurde. Ich war kerngesund und nicht schwanger und so durfte ich nach Deutschland. Wenn zwischen der Gesundheitsuntersuchung und der Abreise nach Deutschland mehr als vier Wochen lagen, musste der Schwangerschaftstest sogar wiederholt werden.

Wir mussten unsere zunächst auf ein Jahr befristeten Arbeitsverträge unterschreiben und bekamen Informationsbroschüren, die aber niemand verstand, weil wir uns unter Begriffen wie Brutto- und Nettolohn, Akkordarbeit oder Sozialversicherungsbeiträge nichts Konkretes vorstellen konnten.

Eine meiner Mitbewerberinnen, Aynur, hatte sich, da sie den Widerstand ihrer Eltern fürchtete, ohne deren Wissen anwerben lassen. Sie wollte die Eltern dann von Deutschland aus informieren. Wir kamen beide zu Telefunken nach Berlin und sie wurde meine beste Freundin. Die Firmen der Elektroindustrie wie Siemens, DeTeWe oder Telefunken in Berlin suchten geschickte Hände, die Kleinteile montieren konnten, deshalb wurden in Berlin auch mehr Frauen angeworben als in den Zentren der Schwer- und Autoindustrie in Westdeutschland.

Die Reise ging mit dem Zug zunächst bis München. In unserem Zug waren sowohl Männer als auch Frauen, wir hatten aber getrennte Waggons. In den Kurven hatten die Männer Sichtkontakt auf unsere Wagen hinten und winkten uns zu. Manche der Frauen waren verheiratet und hatten Mann und Kinder zurückgelassen. Erst nachdem ich selbst Mutter wurde, habe ich begriffen, was das für ein Schmerz gewesen sein muss. So schwirrten in unserem Waggon Freude und Leid durcheinander. Es gab einige nette und lustige Gespräche, aber insgesamt war die Reise eine Tortur. Wir waren mit mehr als 50 Frauen in unserem Wagen, die Sitze hatten niedrige

Rückenlehnen und wir konnten die Köpfe nicht anlehnen. Wenn ich wegdämmerte, knickte mir immer der Kopf weg. Wir waren fast drei Nächte und zwei Tage unterwegs.

In München war dann die Weiterleitungsstelle, zu der man einen Luftschutzbunker umgebaut hatte. Dort wurden wir gepflegt und irgendwann ging es mit dem Zug weiter nach Hannover und von dort flog ich mit Aynur und einigen anderen Frauen nach Berlin. Man scheute den Reiseweg durch die DDR, weil Visa erforderlich waren. Wir landeten in Tempelhof, eine türkische Frau empfing uns und brachte uns ins Telefunken-Frauenwohnheim in der Stresemannstraße in Kreuzberg.

Wie haben Sie sich dann in Ihrer neuen Lebensumgebung zurechtgefunden?

Das größte Problem war natürlich, dass ich nur ein paar Brocken Deutsch sprach. Die Zeitung Hürriyet hatte damals für Leute, die als Gastarbeiter nach Deutschland wollten, die wichtigsten Redewendungen abgedruckt, die hatte ich mir ausgeschnitten und gelernt. Aber das reichte natürlich nicht. Es war schwierig, etwas einzukaufen ohne die Sprache zu kennen. Ich habe mich zum Teil mit Zeichen verständigt oder im Wörterbuch nachgeblättert, das ich mir in Istanbul besorgt hatte.

Unser Leben spielte sich in den ersten Wochen und Monaten ab zwischen Wohnheim, Bus, Fabrik und Supermarkt. Was sollten wir auch sonst groß machen.

Das Leben im Wohnheim erinnerte mich ein wenig an die Jahre im Internat der Lehrerschule, ich war daran gewöhnt, mit anderen ein Zimmer zu teilen, das machte mir weniger aus als manchen anderen Frauen. Wir schliefen zu viert in einem Zimmer, Männerbesuch war verboten und Freundinnen durften nur im Aufenthaltsraum empfangen werden. Durch die Unterbringung im Wohnheim lebten wir natürlich in gewisser Weise nur am Rande der deutschen Gesellschaft, hatten nur wenige Berührungspunkte und uns fehlten die Kontakte zur Umwelt. Das störte mich mit der Zeit

zunehmend. Ich war neugierig auf dieses Land und wollte auch außerhalb der Arbeitswelt etwas vom Leben hier erfahren, aber es gab auch Frauen, die die Welt außerhalb der Unterkunft als außerordentlich fremd und bedrohlich wahrnahmen. Sie fühlten sich als meist junge, unerfahrene Mädchen ohne Sprachkenntnisse im Zusammenleben mit Altersgenossinnen gleicher Nationalität in den Wohnheimen - abgeschirmt von der Außenwelt - gut aufgehoben und geschützt.

Die Arbeit bei Telefunken war anstrengend, mit dem Wechsel in die Arbeitskleidung begann das Leben im Akkord und man musste die ganze Zeit hochkonzentriert sein. Wir Frauen montierten Radiolampen. Die dünnen Drähte der Lampen mussten gebogen werden. Das Problem dabei war, dass sie ohne Lupe nur schwer zu sehen waren, deshalb hatten wir auf dem rechten Auge alle eine Lupe. Ich hatte vom ständigen konzentriert mit einem Auge durch die Lupe Schauen damals sehr oft Kopfschmerzen. Später bin ich dann in eine andere Abteilung gekommen. Mit einer feuerfesten Brille vor den Augen und Schweißerhandschuhen an den Händen musste ich Bildröhren in Fernsehgeräte löten, auch das war sehr monoton. Die einzige Abwechslung hatten wir, wenn eine Bildröhre kaputt ging, dann wurde die Maschine gestoppt und das Glas wurde aufgekehrt.

Hatten Sie über die Arbeit hinaus Kontakt zu deutschen Kollegen, sind Freundschaften zu ihnen entstanden?

Wegen der mangelnden Sprachkenntnisse war der Kontakt sehr oberflächlich. Wir hatten aber eine junge deutsche Kollegin, sie hatte immer gute Laune und lachte sehr viel. Irgendwann setzte sie sich in der Pause zu uns, nachdem wir uns eine Zeit lang immer nur freundlich zugelächelt und uns begrüßt hatten. Sie wollte unbedingt Türkisch lernen. Aynur und ich haben uns dann zweimal in der Woche mit ihr getroffen und wir haben versucht, ihr ein wenig Türkisch beizubringen und sie hat versucht uns Deutsch näherzubringen. Durch sie erweiterte sich mit der Zeit unser Umfeld, sie hat uns bei allem geholfen. Sie ging mit uns in Cafés, zum

Einkaufen, spazieren und zeigte uns die schönen Seiten von Berlin. Sie ist sogar einmal mit uns nach Ost-Berlin gefahren.

Meistens war ich mit Aynur zusammen. Wir hatten uns auf der Deutschen Verbindungsstelle in Istanbul kennengelernt und auf der langen Reise nach Berlin angefreundet, wir haben uns gut verstanden und viel zusammen unternommen. Aynur war verheiratet. Allerdings war es eigentlich ihr Mann, der nach Deutschland gehen sollte. Er rechnete sich gute Chancen auf eine Anwerbung aus, denn er war als gelernter Schweißer arbeitslos und so hätte seine Ausreise keinen Nachteil für die türkische Industrie dargestellt. Er kam aus Varto, im Osten der Türkei, und war Kurde. Dort hatte es 1966 ein schweres Erdbeben mit mehr als 2500 Toten gegeben und wer durch Naturkatastrophen geschädigt worden war, wurde bevorzugt nach Deutschland entsandt. Aber er hat dann in Istanbul die Gesundheitsuntersuchung nicht bestanden. Er hatte Probleme mit dem Hören, deshalb haben sie ihn nicht genommen.

Danach hat sich Aynur registrieren und anwerben lassen. Auch bei ihr gab es endlose Diskussionen mit ihrem Mann. Aber die wirtschaftlichen Zwänge wogen auch in ihrem Fall schwerer als alle Bedenken. Sie brauchte neben allen anderen Unterlagen auch noch eine notariell beglaubigte Bescheinigung, aus der hervorging, dass ihr Ehemann seine Zustimmung zu ihrer Ausreise ins Ausland gab. Er gab sie ihr, aber ihre Beziehung hat sehr gelitten.

Das war ja auch sicher nicht einfach für die Männer, ihre Frauen alleine in die Fremde ziehen zu lassen.

Nein, die in der Türkei verbliebenen Männer waren ihrer Frauen oft nicht sicher, denn sie hatten sie nicht unter Kontrolle und waren eifersüchtig. Die Frauen arbeiteten und waren wirtschaftlich unabhängig, es gab oft weniger soziale Kontrolle als in der Türkei. Manche entwickelten ein neues Selbstbewusstsein, weil sie sich in der völlig unterschiedlichen Gesellschaft in Deutschland einigermaßen zurechtfinden und es schafften, ihre Familie

in der Türkei zu unterstützen. Das führte immer wieder zu Problemen. Aynur spielte oft mit dem Gedanken an Trennung, die Eifersuchtsszenen und Drohungen ihres Mannes setzten ihr zu.

Als sie ihn dann später nachholen konnte nach Deutschland, erhoffte sie sich einen Neuanfang, aber nach kurzer Zeit war die Beziehung völlig zerrüttet. Ihr Mann fand sich in der deutschen Gesellschaft nicht zurecht. Er sprach kein Deutsch, konnte keine Arbeit finden und hatte das Gefühl zu nichts nütze zu sein. Und er war eifersüchtig, weil er sah, dass Aynur ein größeres Umfeld hatte, in dem sie sich mit großem Selbstbewusstsein bewegte. Er war zwar nach türkischem Recht noch das Familienoberhaupt und hatte das Sagen, aber hier zählten jetzt Aynurs Erfahrungen und ihr Wort, und das führte zu Problemen. Sie haben sich dann später scheiden lassen.

Mit Aynur bin ich nach wie vor befreundet, ab und zu besuchen wir uns. Sie lebt immer noch in Berlin Kreuzberg und bekommt eine kleine Rente. Nach dem Fall der Mauer, als die Subventionen, die die Bundesregierung jahrzehntelang an in Berlin investierende westdeutsche Unternehmen zahlte, wegfielen und ein Unternehmen nach dem anderen seine Niederlassung in Berlin schloss, verlor sie wie viele andere ihren Job und war lange arbeitslos.

Ihr Plan war es, zwei Jahre in Deutschland zu bleiben und dann zurückzukehren. Dann sind Sie aber doch länger geblieben. Wie ist es dazu gekommen?

Ja, das war wirklich nicht geplant. Und um das zu erklären, muss ich etwas ausholen. Nach meinem ersten Jahr in Berlin habe ich meinen Vertrag verlängert und anschließend im Sommerurlaub 1968 meine Mutter und Geschwister in Giresun besucht. Dort habe ich dann einen jungen Mann kennengelernt, der bereits seit 1963 in Deutschland beschäftigt war.

Er arbeitete in Aachen bei Philips. Philips hatte in Aachen Rothe Erde ein Werk zur Produktion von Leuchtmitteln und verfügte über eine eigene Glashütte namens Granus. Diese Glashütte wurde dann auf die

Produktion von Fernsehglas umgestellt und damit wurde die auf dem gleichen Gelände errichtete Bildröhrenfabrik beliefert.

Hakan hatte dort im Laufe der Jahre in verschiedenen Bereichen gearbeitet und war wie ich auf Heimaturlaub. Wir haben unsere Erfahrungen ausgetauscht, hatten uns viel zu erzählen und ich habe gespürt, dass es knisterte zwischen uns. Während des nächsten Jahres hielten wir engen Kontakt, er hat mich dann auch in Berlin besucht und wir beschlossen schließlich zu heiraten.

Die Frage war nun, wo wir leben wollten: in Berlin oder Aachen oder sollten wir zurück nach Giresun oder in einen anderen Ort in der Türkei. Für mich wäre eine Rückkehr in die Türkei denkbar gewesen, ich konnte mir gut vorstellen wieder als Lehrerin zu arbeiten, egal wo in der Türkei. Für Hakan stellte sich die Situation aber anders dar, die Arbeitslosigkeit in der Türkei war hoch und es war wenig wahrscheinlich, eine gute Arbeit zu finden. Außerdem unterstützte auch er noch seine Familie in Bolu. Deshalb wollte er vorläufig unbedingt noch in Aachen bleiben, die Arbeit dort machte ihm nicht direkt Spaß, aber sie war erträglich und einträglich. So bin ich dann nach Aachen gegangen.

Haben Sie in Aachen auch wieder gearbeitet?

Ja. Da Hakan schon einige Jahre in Deutschland lebte, hatte er Kontakt zu Landsleuten, die in anderen Betrieben in Aachen beschäftigt waren. Darüber ergab sich die Möglichkeit in der Schokoladenfabrik Leonhard Monheim, heute Ludwig Schokoladen, unterzukommen. Dort waren noch andere türkische Frauen beschäftigt und auch sehr viele jugoslawische Arbeiterinnen.

In einer Schokoladenfabrik zu arbeiten war für mich etwas ganz Besonderes. Es war für mich mit besonderen Gefühlen verbunden, denn wir verarbeiteten natürlich auch Haselnüsse. Ich stellte mir immer vor, dass mein Vater, wenn er noch leben würde, sie vielleicht gerntet haben könnte. Die Haselnüsse

stellten für mich eine Verbindung in die Heimat, nach Giresun und besonders zu meinem Vater dar.

Ich habe dort gearbeitet bis zur Geburt unseres ersten Kindes 1976. Als unser Jüngster dann zwölf war, habe ich wieder in der Schokoladenfabrik angefangen und bin bis zur Rente dort geblieben. Mein Mann musste die Arbeit ja schon früher aufgeben, er ist wegen seiner Rückenbeschwerden vorzeitig pensioniert worden.

Hakan hatte kurz vor der Hochzeit nach langem Suchen eine Wohnung in der Elsaßstraße für uns gefunden, die Zeit im Wohnheim war also vorbei. Darüber war ich auch ganz froh, auch wenn unsere Wohnung meiner Meinung nach von unterdurchschnittlicher Qualität und überdurchschnittlichem Preis war.

Aber auch die Lebensbedingungen in den Wohnheimen der Schokoladenfabrik sorgten zeitweise für viel Kritik. Ich erinnere mich noch daran, dass der Caritasverband der Schokoladenfabrik vorwarf, die Arbeiterinnen unwürdig unterzubringen und dass Arbeiterinnen, die ein Kind erwarteten, aus den Wohnheimen entweder ausziehen oder das Kind in eine Pflegestelle geben müssten. Die Firma wollte keine betriebseigene Kinderbetreuung anbieten und den unverheirateten Müttern auch nicht die Möglichkeit geben, mit ihren Kindern in den Wohnheimen zu leben.

Die Arbeit in der Schokoladenfabrik fiel mir nicht schwer, sie war angenehmer als bei Telefunken in Berlin. Eigentlich träumte ich heimlich aber immer noch davon, wieder als Lehrerin zu arbeiten. Als dann immer mehr türkische Arbeiter ihre Frauen und Kinder nach Deutschland holten, kam dieser Traum wieder an die Oberfläche und ich dachte mir, dass ich ihn vielleicht auch in Deutschland verwirklichen könnte. Ich begann mich für dieses Thema zu interessieren und besuchte erneut einen Deutschkurs hier. Obwohl ich in Aachen schon kurz nach meiner Ankunft einen halbjährigen Deutschkurs absolviert hatte, waren meine Deutschkenntnisse immer noch nicht besonders gut.

Wie stellte sich denn damals die schulische Situation der Kinder der türkischen Arbeitsmigranten dar?

Bis 1966 bestand für minderjährige Migranten nicht einmal Schulpflicht in Nordrhein-Westfalen, sondern nur ein Schulbesuchsrecht. Auf das Gesetz von 1966 folgte zwei Jahre später ein Erlass über den ‚Unterricht von Kindern ausländischer Arbeitnehmer‘, in dem die Landesregierung die Kommunen verpflichtete, Grundschulklassen für die Kinder von Migranten einzurichten.

Übergangsklassen sollten den Übergang in die normalen deutschen Klassen erleichtern. Besuchten mindestens 15 Kinder einer Nationalität eine Schule, so musste eine Übergangsklasse eingerichtet werden. Sie sollte in einem oder - wenn nötig - in zwei Jahren die Kinder auf den Unterricht in der Regelklasse vorbereiten, indem besonders in Deutsch der Leistungsstand angeglichen werden sollte. Zugleich sollte über muttersprachlichen Unterricht die sogenannte ‚Rückkehrfähigkeit‘ der Migrantenkinder erhalten bleiben. Ich fand den muttersprachlichen Unterricht auch deshalb sehr wichtig, weil die Kinder hier Lesen und Schreiben auf Türkisch lernen konnten, ohne Angst vor einer Blamage. Anfang der 70er Jahre bestand der Unterricht meistens aus etwa 15 Stunden Fachunterricht in der Muttersprache und 10 Wochenstunden Deutsch.

1969 bestanden in Aachen eine griechische, eine spanische und eine italienische Übergangsklasse für die Kinder der drei größten Migrantengruppen. Übergangsklassen für türkische Kinder richtete die Stadt erst 1973, zu einem Zeitpunkt also, als türkische Arbeitsmigranten bereits die größte Einzelgruppe unter den Migranten bildeten, in der katholischen Grundschule Reumontstraße ein. Bis dahin besuchten die türkischen Kinder die deutsche Regelklasse. In der Gemeinschaftshauptschule Reumontstraße wurden dann auch Übergangsklassen für die älteren Kinder, die über den Familiennachzug nach Deutschland kamen, eingerichtet.

Der Besuch dieser Klassen war häufig mit Hindernissen verbunden, nicht alle Migrantenfamilien erreichte die Information über die Existenz von

Übergangsklassen und der Schulweg war manchmal sehr weit. Denn wenn es eine Schule nicht auf die nötige Zahl von 15 Kindern einer Nationalität brachte, hatten die Eltern lediglich die Möglichkeit, ihr Kind unter Inkaufnahme eines erheblichen Anfahrtsweges auf eine Schule zu schicken, an der eine Übergangsklasse zustande kam. Und weil die Übergangsklassen, die dann zustande kamen, so auch die Kinder aus dem weiteren Umfeld anzogen, hatten sie nicht selten mit mehr als 30 Schülern keine ideale Klassengröße.

Der Deutschunterricht wurde von einem Deutschlehrer übernommen, der Fachunterricht in der türkischen Übergangsklasse in der Regel von einem muttersprachlichen Lehrer. So etwas konnte ich mir für mich auch vorstellen. Dazu hätte ich allerdings in die Türkei gemusst, eine schriftliche und mündliche Prüfung ablegen und an einem viermonatigen Seminar in Ankara teilnehmen müssen, denn das Lehrpersonal wurde grundsätzlich über die türkische Botschaften und die türkischen Konsulate auf der Basis bilateraler Abkommen vermittelt. Als die Entscheidung konkret anstand, war ich aber hochschwanger und mit den Kindern verschwand dann der Traum vom Lehrerberuf langsam wieder. Vielleicht hätte ich versuchen sollen, den Zugang über die deutsche Seite zu schaffen, aber zu Beginn schämte ich mich meiner mangelnden Sprachkenntnisse wegen und später hielten mich die Kinder davon ab.

Sie haben drei Kinder. Wie haben die sich im deutschen Erziehungssystem zurechtgefunden?

Wir waren uns Mitte/Ende der 70er Jahre, als unsere drei Kinder zur Welt kamen, immer noch nicht im Klaren darüber, ob unsere Zukunft in Deutschland oder in der Türkei liegen würde. Es war aber schon so, dass es uns damals - anders als noch 10 Jahre zuvor - möglich erschien, noch für einen längeren Zeitraum, vielleicht sogar bis zur Rente oder sogar für immer, in Aachen zu bleiben.

Deshalb wollten wir unbedingt, dass die Kinder neben Türkisch gut Deutsch lernen sollten und haben alle drei in den Kindergarten geschickt, auch wenn das mit Kosten und organisatorischem Aufwand verbunden war. Ich hatte ja jetzt Zeit, nach der Geburt unseres ältesten Sohnes hatte ich bei Monheim gekündigt. Hakan war inzwischen aufgestiegen bei Philips und verdiente genug, so dass wir auch ohne meinen Verdienst einigermaßen auskamen. Wir sprachen zuhause nur Türkisch mit den Kindern, im Kindergarten sollten sie nun Deutsch lernen. Das klappte auch ganz gut, bis zum Beginn der Grundschule sprachen sie jedenfalls so gut, dass ihre durch das Elternhaus bedingten sprachlichen Defizite fast ausgeglichen waren. Das lag auch daran, dass sie durch den Kindergarten deutsche Spielkameraden fanden.

Die Kindergarten- und auch die Schulzeit der Kinder hat viel dazu beigetragen, dass wir auch deutsche Familien kennengelernt haben und durch diese Kontakte mehr Einblicke in die deutsche Gesellschaft bekommen haben.

Es fiel uns nicht schwer, auf die Deutschen zuzugehen und ihre Art der Lebensführung gutzuheißen, weil weder Hakan noch ich stark von den konservativ traditionellen Vorstellungen und Normen der türkischen Kultur geprägt sind. Wir kommen beide aus Elternhäusern, in denen ein relativ offener und toleranter Umgangston vorherrschte. Natürlich kennen wir die Werte und kulturellen Vorstellungen wie zum Beispiel das Denken in den Kategorien der Ehre, aber bei uns zuhause wurde eher praktisch damit umgegangen, wenn es nicht passte, dann hat man halt das gemacht, was passte. Ich glaube, für unsere Kinder war das eine große Erleichterung, dass diese traditionellen Vorstellungen für uns keine große Bedeutung haben. Sie konnten dadurch besser in der deutschen Umgebung klar kommen, weil sie nicht das Problem hatten, dass in der Familie andere Werte und Verhaltensweisen gelebt wurden als in der Öffentlichkeit. Das hat ihnen einen Kulturkonflikt erspart. Das Gefühl, zwischen zwei Kulturen zu stehen,

stellt meiner Meinung nach eine starke Belastung für viele türkische Jugendliche in Deutschland dar.

Während der Grundschulzeit habe ich jeden Nachmittag mit den Kindern an den Hausaufgaben gesessen. Der ältere Sohn und unsere Tochter waren gute Schüler. Murat besuchte das Gymnasium und ist heute bei der Stadt Aachen angestellt. Er hatte auch schon attraktive Jobangebote aus der Türkei, doch er hat sie abgelehnt. Die Arbeit bei der Stadt Aachen macht ihm Spaß. Er fühlt sich hier wohl und sieht Aachen als seine Heimat an. Gülay machte eine Ausbildung zur Erzieherin und arbeitete lange in einem Kindergarten, bis zur Geburt ihres ersten Kindes. Unser jüngerer Sohn Sonay besuchte die Hauptschule und hat dann eine Ausbildung zum Berufskraftfahrer gemacht. Er erzählte manchmal von blöden, ausländerfeindlichen Sprüchen und es kam an der Schule auch zu körperlichen Übergriffen auf Migrantenkinder. Er war aber selbst nie davon betroffen, zumindest hat er das nie erzählt.

Sie wohnen seit 40 Jahren im Ostviertel, das einen besonders hohen türkischen Bevölkerungsanteil hat. Hat das Wohnen in einem türkisch geprägten Viertel Ihnen das Leben hier leichter gemacht?

In der Zeit, in der es noch ein Problem für mich war, Deutsch zu sprechen, war es natürlich eine Erleichterung, auf die türkisch spezifischen Angebote in türkischer Sprache zurückgreifen zu können. Heute, mit passablen Deutschkenntnissen, spielt es für mich eigentlich keine Rolle mehr. Wir sind so lange in diesem Viertel wohnen geblieben, weil Hakan es nicht weit zu Philips hatte, weil wir hier viele Kontakte hatten und weil auch Murat in der Nähe wohnt.

Grundsätzlich meine ich aber, dass türkische Wohnviertel sich heute eher negativ auswirken auf die Entstehung von Kontakten zur deutschen Gesellschaft und einer Integration nicht unbedingt dienlich sind. Es ist aber auch nicht so, dass man jetzt sagen kann, türkische Viertel würden eine Integration in die deutsche Gesellschaft verhindern. Es kommt immer auf

den Einzelnen an und was er wirklich will. Ich denke zum Beispiel, dass wir, unsere Familie, bei allen Problemen, die es auch immer gibt, ganz gut integriert sind.

Das Ostviertel gilt ja als Problemviertel. Die Arbeitslosigkeit ist hoch, es gibt mehr Hartz IV-Empfänger als in jedem anderen Aachener Stadtteil. Wissen Sie, ob die Stadt Aachen hier besonders aktiv ist?

Ja, die Stadt ist da sehr engagiert. Im Jahr 1999 wurde der Stadtteil Aachen-Ost in das Bund-Land-Förderprogramm Soziale Stadt aufgenommen. In den folgenden Jahren wurden neben den städtebaulichen Maßnahmen viele Projekte insbesondere in den Bereichen Soziales, Kultur, Bildung und Freizeit gefördert. Mit der Einrichtung von zwei Stadtteilbüros wurden Anlaufstellen vor Ort geschaffen, von denen manche Projekte entwickelt und begleitet sowie die lokalen Einrichtungen vernetzt wurden.

Im Bereich Bildung und Kultur zum Beispiel reichte das Spektrum von Sprachkursen über Nachhilfe oder naturwissenschaftliche Experimentierlabore bis hin zu Film- und Theateraufführungen.

Mir haben die kulturellen Aktivitäten am besten gefallen. Besonders eindrucksvoll war das Projekt East End. Über einen Zeitraum von 15 Monaten begleiteten zwei Filmemacher Menschen in Aachen-Ost: Geschäftsleute, Geistliche, Gastwirte, Musiker, Pädagogen, Sozialarbeiter, Kinder, Jugendliche und Erwachsene – sie alle wurden nach ihrem Leben in den beiden Stadtvierteln Rothe Erde und Ostviertel befragt. Heraus kam der Film „East End – Menschen im Aachener Osten“, eine 30-minütige Dokumentation über das Leben im Osten der Stadt, die in ungeschminkter Form ein authentisches Bild von den Lebensbedingungen der Bewohner zeichnet. Die Menschen zeigten ihren Stolz auf ihr Viertel, das Heimat für sie bedeutet und gaben so ein wichtiges Signal in ihren Stadtteil hinein. Der Film zeigte, dass das Viertel nicht nur ein strukturschwaches Quartier mit besonderem Erneuerungsbedarf ist, sondern dass sich hinter den besonderen Problemen des Viertels wie der starken Zersiedelung durch das

Nebeneinander von Wohn-, Gewerbe-, Industrie- und Verkehrsflächen, dem hohen Ausländeranteil in der Bevölkerung, einem niedrigen Bildungsniveau, hoher Arbeitslosigkeit und zunehmender Armut ein buntes Mosaik unterschiedlichster Menschen mit ihren Meinungen, Lebensauffassungen und Schicksalen verbirgt. Der Film gewann dann sogar einen Preis.

Ein anderes sehr öffentlichkeitswirksames Projekt ist das chaOSTheater der Offenen Tür Josefshaus, ein Jugendhaus, das vom Bistum unterhalten wird. Die Entstehungsgeschichte des chaOSTheaters hatte einen tragischen Anfang: den mysteriösen Tod eines Jungen aus dem Aachener Ostviertel im Juli 2003, der davon träumte, DJ zu werden, und sich die nötigen Utensilien illegal besorgte. Als seine Schwestern und seine Mutter ihn zusammengebrochen in der Wohnung fanden, sorgten sie für einen raschen Transport ins Uniklinikum. Er wurde in ein künstliches Koma versetzt, wachte aber nicht mehr auf. Man schloss Drogenmissbrauch nicht aus. Sein plötzlicher und nie restlos geklärter Tod erschreckte die anderen Jugendlichen, machte sie betroffen. Um der Verunsicherung und Irritation unter den Jugendlichen des Viertels entgegenzuwirken und das Thema aufzuarbeiten, wurde die Idee entwickelt, seine Geschichte und seinen Tod aus dem Blickwinkel seiner drei Schwestern zu erzählen und mit Amateurschauspielern auf die Bühne zu bringen. Die drei Schwestern nahmen im Stück kein Blatt vor den Mund, erzählten von der Familie, von den nicht zu bewältigenden Schwierigkeiten mit dem strengen Vater, von den fehlgeschlagenen Integrationsbemühungen und den nachfolgenden Abgrenzungen gegenüber der deutschen Gesellschaft. Die Produktion mit dem Titel Abla („Schwester“) wurde die Geburtsstunde des chaOSTheaters. Ermutigt vom Erfolg führte die junge Theatergruppe in der Folge fast jedes Jahr ein neues Stück auf. Die Stücke waren nah dran an der Lebenswirklichkeit der Jugendlichen, thematisierten deren Ängste und Nöte, Gewalt und Kämpfe. Die Jugendlichen agierten nicht nur auf der Bühne, sondern organisierten und gestalteten von den Kulissen bis zu den Kostümen alles selbst. Dieses besondere theaterpädagogische Angebot

bedeutete für Kinder und Jugendliche – die zum Teil in schwierigen familiären Verhältnissen leben – eine Möglichkeit, ihrem Leben eine positive Wendung zu geben, soziale Kontakte zu knüpfen und ihre Teamfähigkeit zu stärken. Mittlerweile hat sich das chaOSTheater als ein Stadtteiltheater etabliert, das über die Grenzen des Viertels hinaus Bekanntheit und Ansehen besitzt und auch nach Ende der Stadtteolförderung fortbesteht.

Wichtig war natürlich auch das Engagement der Stadt im Wirtschaftsbereich. Als 2004 und 2009 im Aachener Osten mehrere Fabriken schließen mussten und Werke ausgesiedelt wurden, stieg dort die Arbeitslosigkeit auf 20 Prozent an. Die Stadt Aachen reagierte darauf mit der Schaffung eines eigenen Projektteams ‚Wirtschaftsförderung Aachen-Ost‘. Die Mitarbeiter haben sich darum bemüht, weiteren Unternehmen das Verbleiben oder die Ansiedlung im Aachener Osten schmackhaft zu machen, beispielsweise durch Existenzgründungsberatung, die auch auf Türkisch möglich war, durch Unterstützung bei Behördengängen oder die Suche nach Gewerberäumen. Sie boten ihre Erfahrungen und Netzwerke an, zum Beispiel sind sie mit ATIAD, dem Verband Türkischer Unternehmer und Industrieller in Europa, eine Kooperation eingegangen.

Ein anderes Ziel war die Schaffung einer Perspektive für Jugendliche. Sie haben Jugendliche in Betriebe vermittelt, in Praktikums- und Ausbildungsplätze, oder interkulturelles Training angeboten.

Zurzeit bemüht sich die Stadt Aachen im Rahmen ihrer internationalen Aktivitäten um die Verwirklichung einer Ausbildungskooperation mit zwei türkischen Städten, Bursa und Istanbul/Sariyer.

Sehen Sie denn Aachen und das Ostviertel als Ihre Heimat an?

Ich bin in der Türkei, in Giresun geboren und aufgewachsen, und ich habe mich dort immer geborgen und wohl gefühlt. Dort leben immer noch zwei meiner Geschwister, und dort sind die Gräber meiner Eltern. Das war meine Heimat und wird auch immer meine Heimat bleiben, so wie Türkisch immer meine Muttersprache bleiben wird. In der ersten Zeit nach der Anwerbung

nach Deutschland war dieses Gefühl besonders stark in mir. Ich fühle mich in Giresun heute immer noch sehr wohl, ich erinnere mich dort an die Kindheit. Ich merke auch, wie gut mir die frische Meeresluft und das Wasser dort tut.

Durch Hakan und die Kinder, die Kontakte, Freundschaften und Erlebnisse in Deutschland kam dann mit den Jahren aber auch hier in Aachen das Gefühl auf, Geborgenheit, Sicherheit und Akzeptanz zu erfahren. Ich habe mit den Deutschen generell gute Erfahrungen gemacht, mit den Arbeitskolleginnen, den Nachbarn, den Eltern in Kindergarten und Schule, und wir haben auch deutsche Freunde gefunden.

Ich sage heute, ich habe eine alte Heimat und eine neue Heimat. Mir sagt ja niemand, dass ich mich entscheiden muss, dass ich mich „verorten“ muss, ich trage Heimatgefühle für beide Orte in mir.

Wann haben Sie den Entschluss gefasst, in Deutschland zu bleiben?

Den Entschluss haben wir konkret und bewusst eigentlich nie gefasst, es hat sich einfach so ergeben. Zu Beginn waren es wirtschaftliche Gründe, die uns hier bleiben ließen. Hier hatten wir Arbeit und konnten die Familien in der Türkei unterstützen, zudem war die wirtschaftliche und politische Situation in der Türkei über viele Jahre hin wenig anziehend.

Als dann die Kinder eines nach dem anderen den Kindergarten und die Schule durchliefen und schließlich ins Berufsleben einstiegen, haben wir nicht mehr an eine Rückkehr gedacht. Wir sind hier in der Nähe unserer Kinder und Enkel, die ich regelmäßig sehen möchte. Wenn wir wollen, können wir die Verwandtschaft in der Türkei besuchen, und in der Regel machen wir das auch einmal im Jahr. Aber jetzt in die Türkei zurückzukehren, das wäre fast ein wenig so wie damals, als ich nach Berlin kam. Ich würde mich ein bisschen fremd fühlen.

Als Murat vor einigen Jahren die deutsche Staatsbürgerschaft angenommen hat, haben wir auch überlegt, ob wir diesen Schritt tun sollten. Seit der Reform des Staatsbürgerschaftsrechts im Jahre 2000 haben Zuwanderer ja

erstmal einen Anspruch darauf, nach einer bestimmten Zeit in Deutschland die Staatsangehörigkeit zu bekommen, wenn sie ohne staatliche Unterstützung für ihr Auskommen sorgen können. Wir erfüllen alle Voraussetzungen, sind lange genug im Land und längst keine Gäste, keine Gastarbeiter mehr und haben unsere Rente mit unserer Arbeit hier selbst erwirtschaftet.

Wir haben aber dann trotzdem davon abgesehen, denn ich finde es nicht nachvollziehbar und auch ein wenig unverschämt, dass ich, nachdem ich mehr als 40 Jahre hier gelebt, meine Kinder geboren und erzogen, hart gearbeitet und Steuern bezahlt habe, für die Einbürgerung 255 Euro aufbringen und dann noch einen Einbürgerungs- und Sprachtest machen muss. Deshalb haben wir es dann nicht gemacht. Ich muss ja nicht unbedingt den deutschen Pass haben, um mich hier wohlfühlen und hier leben zu können.

Haben Sie bei Ihren Besuchen in der Türkei feststellen können, dass man sich Ihnen als Almancı gegenüber anders verhält als den einheimischen Türken gegenüber? Was verbinden Sie mit dem Begriff Almancı?

Vor allem habe ich bei den Besuchen festgestellt, dass ich mich verändert habe und vieles mit anderen Augen sehe als früher. Wenn wir heute zu Besuch in der Türkei sind, stoßen mir viele Sachen auf, über die ich früher überhaupt nicht nachgedacht habe. Ich entdecke in mir eine deutsche Seite und stelle fest, dass ich im Laufe der vielen Jahre in Deutschland, ohne dass mir das bewusst geworden wäre, Verhaltensweisen, Werte und Ansichten übernommen habe, die in der deutschen Kultur zuhause sind.

Ich merke zum Beispiel, dass mir die türkische Selbstverständlichkeit abhandengekommen ist, bei Leuten unangemeldet vor der Tür zu stehen; dass ich mich in der Türkei darüber ärgern kann, dass Sachen erst morgen und nicht heute erledigt werden, obwohl es heute möglich wäre; dass Probleme nicht angepackt werden, weil nicht offen und geradeheraus

gesprochen wird, sondern gern durch die Blume oder gar nicht; oder dass Leute zu spät kommen und das noch nicht einmal ein Problem für sie ist. Manchmal überlege ich dann, ob ich dabei vielleicht nur die Klischees der Deutschen im Kopf habe, aber es ist oft wirklich so.

Ich ärgere mich in der Türkei auch über rücksichtslose Autofahrer und darüber, dass ich ein Verkehrshindernis bin und eine Gefahr im Straßenverkehr darstelle, wenn ich nach dem Umspringen der Ampel auf Rot tatsächlich anhalte, darüber, dass man Regeln bricht, obwohl alle wissen, dass sie sinnvoll sind. Wilde Müllkippen im Naturschutzgebiet stören mich dort, genauso wie Leute, die ihren Müll auf die Straße werfen. Mich befremdet, dass es keine Mülltrennung gibt oder Autobahnen an Meeresküsten entlang gebaut werden. Ich habe einen „deutschen Blick“ bekommen, bin ein bisschen wie die Deutschen geworden, das ging ganz von selbst.

Geht das nur mir so? Viele der türkischen Arbeitsmigranten, vor allem der zweiten und dritten Generation, sind vermutlich deutscher, als sie es wahrhaben wollen. Und das fällt vielleicht auch den Türken in der Türkei auf, wenn die Arbeitsmigranten zu Besuch kommen. Sie spüren, dass die, die gegangen sind, sich verändert haben, dass ihnen manches fremd geworden ist in der alten Heimat, dass sie keine echten Türken mehr sind, sondern eben Almanci, deutsche Türken, Deutschländer. Für mich umschreibt der Begriff die Entfremdung der Arbeitsmigranten von der alten Heimat.

In den frühen Jahren der Arbeitsmigration haben die Daheimgebliebenen noch andere Vorstellungen an den Begriff geknüpft: Zu Besuch kamen - mit Geschenken beladen - noch nicht die Leute, die von anderen Werten und Normen beeinflusst waren, sondern Landsleute, die anscheinend leicht und schnell zu Geld gekommen waren und an deren Wohlstand man teilhaben wollte. Klar, das habe auch ich manchmal gespürt und erlebt bei meinen Besuchen.

Unsere letzte Frage, Frau Güler. Sie tragen kein Kopftuch. Welche Rolle spielt Religion in Ihrem Leben?

Ich habe nie ein Kopftuch getragen. In der Türkei war und ist es verboten, im öffentlichen Dienst ein Kopftuch zu tragen. Das ist schon in den 20er oder 30er Jahren des letzten Jahrhunderts unter dem ersten Präsidenten Mustafa Kemal Atatürk so festgelegt worden. Als Lehrerin wäre ich also mit Kopftuch gar nicht in die Schule gekommen. Ich habe aber auch nie das Bedürfnis dazu gespürt und bin auch nie von jemandem dazu angehalten worden, ein Kopftuch zu tragen. Meine Mutter trug ein Kopftuch, aber eher aus Gewohnheit, Tradition und Schutz vor Umwelteinflüssen. Sie hat mich nie aufgefordert, ein Kopftuch zu tragen, weil im Koran stehe, man solle seine weiblichen Reize bedecken. Wir sind in unserer Familie aber alle Muslime, unsere Söhne sind beschnitten. Aber zum Koranunterricht haben wir sie nicht geschickt. Sie sollten Türkisch und Deutsch lernen, da wollten wir sie nicht noch mit dem arabischen Koran belasten. Wir feiern die muslimischen Feste, das Opferfest und das Zuckerfest. Die Feste gehören zu unserer Kultur, so wie hier Weihnachten und Ostern, und diese religiöse Tradition wollten wir in der Familie an die Kinder weitergeben. Auch heute kommen die Kinder und Enkel dann immer noch und feiern mit. Wenn ich mich stark genug fühle, faste ich im Fastenmonat. Hakan fastet, seit er in Rente gegangen ist, und wir spenden für Bedürftige. Religion sollte die Sache jedes Einzelnen sein, da sollten sich andere nicht einmischen. Ich finde es aber gut, dass jetzt hier in Aachen an der Stolberger Straße ein neuer Moscheekomplex gebaut wird. Fast zwanzig Jahren hat die türkisch-islamische Gemeinde mit der provisorisch in den Räumen einer ehemaligen Tankstelle untergebrachten Moschee gelebt. Das Gebäude war den Bedürfnissen der Gemeinde in keiner Weise angemessen. Gerade an hohen Feiertagen, wenn viele Gläubige zum Gebet kamen, reichte der Platz nicht. Sogar der Vorplatz wurde dann zum Beten genutzt.

Frau Güler, vielen Dank für dieses Gespräch.